

Im Zelt des Hirten

Emil Schwertner

Im Zelt des Hirten

Bischof oder Platzhalter?

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

© Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen 2023
ISBN 978-3-95948-595-1

I. Teil: Das Leben im Zelt

Die Absage.....	- 7 -
Das Zelt.....	- 11 -
Der Diakon.....	- 15 -
Das Papier.....	- 20 -
Die Drehscheibe	- 24 -
Die Sprache.....	- 29 -
Das Leben	- 33 -
Der Name	- 38 -
Der Mangel.....	- 42 -
Die Mehrheit	- 46 -
Das Samenkorn.....	- 51 -
Die Ernte.....	- 55 -
Die Sache	- 60 -
Der Bund.....	- 64 -
Die Sendung.....	- 69 -
Der Leib	- 73 -
Das Reisen	- 78 -
Die Gaben.....	- 82 -
Die Tat	- 87 -
Die Begleitung	- 91 -
Die Erinnerung.....	- 95 -
Die Kirche	- 100 -
Die Vertretung.....	- 105 -
Die Brüder	- 109 -
Die Sehnsucht.....	- 116 -
Die Zusage	- 121 -

II. Teil: Die Stimme aus dem Zelt

Weisheit veredelt Wissen.....	- 127 -
Einsicht fördert Gemeinschaft	- 131 -
Rat erleichtert Entscheidung.....	- 135 -
Erkenntnis schärft Verantwortung.....	- 140 -
Stärke verleiht Unabhängigkeit.....	- 145 -
Frömmigkeit achtet Gott.....	- 148 -
Gottesfurcht schützt Menschenwürde	- 153 -

I. Teil: Das Leben im Zelt

Die Absage

In Felsenberg und dessen Umland berichten die Zeitungen von einer Verstimmung zwischen Bischof und Oberbürgermeister. Das Oberhaupt der Bischofsstadt wird sechzig und will öffentlichkeitswirksam feiern. Schließlich steht in einem knappen Jahr die nächste Wahl an. Weil der Bischof in großen Teilen der Bevölkerung hohes Ansehen genießt, soll gelegentlich ein Strahl davon auch auf das Stadtoberhaupt fallen, also wird auch er eingeladen. Nun hatte Bischof Ignatius zwar seine Teilnahme zugesagt, entscheidet sich aber dann kurzfristig anders. Die Geburtstagsgäste entdecken die Lücke unter den Gratulanten aus dem maßgeblichen Teil der städtischen Gesellschaft sehr schnell. Gründe werden gesucht und ausgetauscht. Die Vertreter der Medien nehmen diesen Vorgang selbstverständlich in ihre Berichterstattung mit. Den wirklichen Grund für die plötzliche Abmeldung eines der offensichtlich wichtigsten Gäste kennt zunächst niemand; und er wird erst allmählich durchsickern, wenn sich die Zeitungen schon wieder um andere Ereignisse kümmern müssen. Dann wird die Angelegenheit allerdings noch einmal für reichlich Gesprächsstoff sorgen.

Felsenberg wäre gern Großstadt, muß dafür jedoch noch auf einige Entbindungen oder Zuwanderer warten. Die Stadt liegt auf der Mittelgebirgsschwelle. Das Bild des Umlands prägen Anhöhen vulkanischen Ursprungs, die der Landschaft einen malerischen Anblick verleihen und zum Wandern einladen. Die Felsenberger bezeichnen ihre Hauptkirche gern als Dom, weil sie die Kirche des Bischofs ist. Das kann man gelten lassen, ist jedoch nicht ganz richtig. Wenn das Gotteshaus einem Bischof zugeordnet ist, müßte man es wenigstens „Hoher Dom“ nennen. Denn den einen oder anderen Dom gibt es auch dort, wo kein Bischof seinen Sitz hat. Auf den Sitz kommt es nämlich an. Und der heißt in urkirchlicher Sprache Kathedra. Das ist ein Stuhl

oder bestenfalls ein Sessel, jedoch kein Thron. Im rechtlichen Sinne spricht man deshalb auch vom Bischöflichen Stuhl. Dieser Stuhl nun oder diese Kathedra gibt der Bischofskirche den Namen Kathedrale. In der Kathedrale verkündet der Bischof von der Kathedra aus die von den Aposteln empfangene und durch seine Vorgänger überlieferte Lehre.

Aber aus welchem Grund hat denn nun der Bischof die Geburtstagsfeier des Stadtoberhauptes sausenlassen? Schließlich bedeutet eine solche Einladung doch auch einen Gewinn für seine Stellung in der Öffentlichkeit. Die Sache hat folgenden Grund. An jenem Tag ruft nachmittags der Pfarrer von Morselan beim Bischof an und meldet, er habe plötzlich einen Schwächeanfall erlitten und könne die angesetzte Abendmesse nicht halten. Es handele sich zudem um einen Dankgottesdienst anlässlich einer Goldenen Hochzeit. Die Pfarrer in den Nachbargemeinden hätten ebenfalls unaufschiebbare Dienste zu leisten. Wer das liest, wird schon an dieser Stelle fragen: Woher nimmt ein Pfarrer das Vertrauen, in einer solchen Lage vom Bischof höchstpersönlich Hilfe zu erwarten. Vielleicht hat er, indem er zum Hörer greift, gar keine Vorstellung davon, was sich aus dem Anruf ergeben könnte. Seine bisherigen Erfahrungen jedenfalls ermutigen ihn zu diesem Schritt. Das Ergebnis kennen wir. Der Dienst an Gläubigen und Priestern hat für den geistlichen Hirten Vorrang vor gesellschaftlichen Verpflichtungen.

Im bischöflichen Amt beobachtet ein Mitarbeiter die im Bistum erscheinenden Zeitungen. Berichte, die sich auf den Bischof und sein Umfeld beziehen, werden zum täglichen Pressespiegel zusammengesetzt. So kann sich besonders der Bischof darüber informieren, wie sein Wirken und seine Persönlichkeit wahrgenommen werden. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger guckt Ignatius sehr selten auf diese Tafel. Er will keine öffentliche Stellung wie ein Politiker einnehmen. Daß Männer der Kirche wie Vertreter staatlicher Ämter angesehen werden, mißbilligt er. Es ist zwar schmeichelhaft, im selben Atemzug mit dem Ministerpräsidenten erwähnt zu werden. Doch das geschieht sowieso nur, wenn es um politische Angelegenheiten

geht. Und um diese Dinge kümmern sich ja schon andere hinreichend. So vermeidet er auch, wo immer es möglich ist, ohne jemanden vor den Kopf zu stoßen, ein Gruppenbild mit Regierungsmitgliedern. Auch gegenüber Vertretern von Wirtschaft und Wissenschaft hält er es so. Bischof Ignatius steht für das Evangelium in der Öffentlichkeit. Das will er bekannt machen.

Noch eine andere Erfahrung führt zu seinem Verhalten. Personen des öffentlichen Lebens scheint eine unsichtbare Mauer zu umgeben, die weniger wichtige Leute fernhält. Das ist ganz allgemein die Folge eines hohen Amtes. Nicht jeder Amtsträger will das so; allerdings manche schon. Weil es der einfache Mensch so empfindet, meidet er die Nähe einer solchen Person. So bleiben die wichtigen Leute stets unter sich. Man unterhält sich über sie, findet manche hochmütig, andere wiederum bescheiden. Doch auch jene, die einen leutseligen Eindruck hinterlassen, kommen selten mit jemandem aus dem Volk ins Gespräch. Diese unsichtbare Mauer wirkt auch in das Verhältnis zwischen Bischof und Geistlichen hinein. Das mißfällt Ignatius ganz besonders. In der öffentlichen Wahrnehmung ist ein Bild von Kirchenführern entstanden, das sie auf eine Stufe mit Politikern, Künstlern und anderen im Blickfeld der Öffentlichkeit stehenden Zeitgenossen stellt. So werden sie von Journalisten zu Entwicklungen im gesellschaftlichen Leben nach ihrer Meinung gefragt. Im Fernsehen begegnen wir ihnen in den unvermeidlichen Gesprächsrunden. Das kostet alles Zeit. So geraten Priester, Diakone und andere Mitarbeiter aus dem Blickfeld des Bischofs. Wer um ein Gespräch bittet, muß unter Umständen wochenlang warten.

Erst spät in der Nacht kehrt Bischof Ignatius von seinem Aushilfsdienst heim. Um Aufsehen zu vermeiden war er ohne Fahrer aufgebrochen. Er sitzt jetzt in seiner Wohnung, um in Ruhe noch einmal den langen Abend vor seinem inneren Auge vorüberziehen zu lassen. Nach dem Anruf war er ziemlich rasch aufgebrochen, um den erkrankten Pfarrer noch vor dem Gottesdienst zu sehen. Der braucht wohl, entgegen ursprünglicher Einschätzung, zunächst nicht das Krankenhaus aufzusuchen.

Der Hausarzt hofft, der Sache mit seinen Mitteln beizukommen. So kann Ignatius sogar noch einiges über die Jubilare von ihm erfahren, was ihm dann bei aller Fremdheit zu einer sehr persönlichen Ansprache verhilft. Weil die meisten Teilnehmer an der Feier vom Einsatz ihres Bischofs nicht unterrichtet waren, ging zu Beginn der Heiligen Messe ein leicht vernehmliches Flüstern durch die Reihen. Nach der Liturgie erwartet den Bischof vor der Kirche eine kleine Gruppe von Festteilnehmern. Er selbst hatte gedacht, die Leute hätten sich alle längst zur anschließenden Feier begeben. Doch es kommt anders. Aus der Gruppe tritt eine kleine zierliche Frau heraus und geht auf den Bischof zu. Die anderen bleiben abwartend stehen, im Hintergrund die großen starken Männer. Die Frau lädt den hohen Gast, mit dem niemand gerechnet hatte, zum Mitfeiern im Wirtshaus nebenan ein. Alle sind auf die Antwort gespannt. Der Bischof nimmt die Einladung an. Drinnen trifft er auf fröhlich entspannte Gäste. Sofort entwickeln sich anregende Gespräche. Die anfängliche Unsicherheit dem hohen Herrn gegenüber verflüchtigt sich schnell. Ignatius erfährt noch viel aus dem langen Leben der Goldenen Hochzeiter und hört manches gute Wort über seinen hier wirkenden Pfarrer.

Unterdessen geht auch die Feier der Goldenen Hochzeit zu Ende. Die Jubilare sind schließlich nicht mehr die jüngsten. In deren Gemeinde hat sich am nächsten Tag schnell die unverhoffte Anwesenheit des Oberhirten herumgesprochen. Bei einer Firmung oder Glockenweihe hätte sich niemand darüber gewundert. Aber ohne solche Gründe gerät der Vorgang dann doch zum Tagesgespräch. Verwandte und Freunde der Familie empfanden die Bereitschaft und die Freundlichkeit des hohen Gastes aus Felsenberg als eine große Ehre. Die Zeitungen können jetzt die Informationslücke, welche die Geburtstagsfeier des Oberbürgermeisters hinterlassen hatte, füllen. Ein Hochzeitsjubiläum unbekannter Leute hat zusammen mit der plötzlichen Erkrankung eines Pfarrers für die Abwesenheit des Bischofs bei der Geburtstagsfeier des Oberbürgermeisters gesorgt.

Das Zelt

Ein erfrischender Vorfrühlingstag zieht herauf und sendet seine Strahlen über Stadt und Land. Sie dringen auch durch die Zeltwand, hinter der Bischof Ignatius sich auf den neuen Tag einstellt. Ja, es ist zwar nicht wörtlich zu nehmen; doch der Hirte von Felsenberg bezeichnet seine Heimstatt gern als Zelt. Er sagt: Ich bin ein Hirte; und echte Hirten wohnen bei ihrer Herde in einem Zelt. Diese Unterkunft verkündet gleichzeitig eine Botschaft. Das Zelt erinnert uns daran, daß wir unterwegs sind, ob wir daran denken oder nicht. Die Geschichte des Volkes Israel kennt viele große Namen, die keine festen Häuser besaßen. Deren Größe besteht in ihrer Berufung durch Gott und in ihrer Antwort im Glauben. Das Buch Numeri überliefert ein schönes Beispiel dafür, wie der Glaube an Gott aus dem Innern der Zelte, das bedeutet aus dem Innern des Volkes, nach außen dringt. Der blinde Seher Bileam soll auf Befehl seines heidnischen Königs Balak das Volk Israel verfluchen. Doch Gott öffnet ihm sein inneres Auge und läßt ihn die geistliche Schönheit der Israeliten erkennen. Erfüllt von der Bedeutung der Stunde ruft er aus:

*„Jakob, wie schön sind deine Zelte,
wie schön deine Wohnstätten, Israel!“
(Num 24,5)*

Der ganze Text gewinnt von Wort zu Wort fortschreitend die Form eines feierlichen Segens. Nun steht aber Bileam außerhalb des von Gott durch das Rote Meer geführten Volkes. Er gehört den heidnischen Moabitern an, deren König Balak Angst vor den in das Gelobte Land strebenden Israeliten hat. Doch hier zeigt sich: der wahre Gottesmann kann den Plan Gottes nicht durchkreuzen. Unter dem Eindruck der Botschaft aus Israels Zelten muß er segnen.

„Wie schön!“ Dieser Zuruf vermittelt Ergriffenheit und Zufriedenheit. So spricht der Bischof von Felsenberg manchmal

auch zu sich selber, wenn er an einem solchen Morgen aus seinem Haus zu seiner Kirche hinüber geht. Seine Dankbarkeit gilt dem Bistum für das Bischofshaus, in dem er zelten darf. Natürlich erfreut ihn noch viel mehr der Blick auf die schöne gotische Kathedrale. Schon deshalb hat er Grund genug, gelegentlich auszurufen: „Wie schön!“ Doch Ignatius denkt darüber hinaus an das große Geschenk seiner Berufung. Er hat schwierige Tage erlebt, jedoch seine Einwilligung nie bereut. Eine Handlung bei der Bischofsweihe hat ihn schon damals auf den Gedanken gebracht: jetzt ziehst du in ein Zelt. Dabei handelt es sich um folgendes Zeichen. Zwei Diakone halten ein aufgeschlagenes Evangeliar wie zwei Flanken eines Zeltes über das Haupt des neu geweihten Bischofs. So wird allen Mitfeiernden ganz eindrücklich verkündet: Wie wir unter dem Dach eines Hauses Schutz für den Leib finden, so gewährt uns das Evangelium eine Zuflucht für die Seele. Wie arm wären wir doch ohne Evangelium und Kirche. Ohne sie wären wir dem Unwetter des Lebens hilflos ausgeliefert. Aus beidem aber ist die Unterkunft errichtet, die uns den Ausruf entlockt: „Wie schön sind deine Zelte!“ Sie überdauern Häuser aus Stein.

Das Zelt des Bischofs ist recht geräumig. Dafür ist Ignatius dankbar. Denn er möchte darin möglichst viele Besucher begrüßen. Wie ein Pfarrer in lebendigem Austausch mit den Mitgliedern seiner Gemeinde stehen sollte, ebenso will er möglichst oft seinen Diakonen und Priestern begegnen. Doch bevor sich das so richtig einspielt, dauert es ziemlich lange. Denn die Geistlichen im Bistum begreifen nur nach und nach, daß ihnen die Tür zu ihrem Hirten jeden Tag offensteht. Auch müssen viele erst ihre Scheu überwinden, an seiner Haustür zu klingeln. Es ist sein ausdrücklicher Wunsch, daß bei ihm einkehrt, wer in Felsenberg etwas zu erledigen hat. Wer keinen anderen Grund findet, soll sich einfach gelegentlich die Zeit für einen Besuch bei ihm nehmen. Das hat er in einem Rundschreiben an die Geistlichen zum Ausdruck gebracht. In der Bibel steht nämlich auch:

*„Seht doch, wie gut und schön ist es, wenn
Brüder miteinander in Eintracht wohnen.“
(Ps 133,1)*

Ignatius kennt die Hindernisse auf dem Weg dahin. Er weiß, daß gerade dort, wo Brüderlichkeit für die Seelsorge so wichtig wäre, Streit triumphiert. Eben deswegen will er sich vor anderen Anliegen um gute Gemeinschaft unter seinen Mitarbeitern bemühen. Das setzt zwangsläufig einen anderen Lebensstil voraus. Termine außerhalb des Bistums müssen auf ihre Wichtigkeit überprüft werden. Reisen ganz allgemein stehen nicht mehr an erster Stelle. Gesellschaftliche Verpflichtungen verlieren ihr Gewicht gegenüber einer Begegnung mit einem Diakon oder Priester. Welcher Geistliche mit seinem Bischof sprechen will, soll, angemeldet oder nicht, Zutritt erhalten, wenn er selbst daheim ist. Denn wer mit seinen persönlichen Schwierigkeiten zu ihm kommen darf, ist schon auf dem Weg der Heilung. Wenn mehrere gleichzeitig anklopfen sollten, freue er sich erst recht darüber. Er will ja auch darauf hinarbeiten, daß keiner den anderen meidet. Der echte Hirte verliert durch einen solchen Führungsstil nichts von seinem Ansehen. Zu viel Abstand dagegen zeugt von Führungsschwäche. Das Bischofshaus hat zwar dicke Mauern; aber das Leben im Inneren soll etwas von der Leichtigkeit eines Zeltens haben.

Der Hirte von Felsenberg trägt den Namen des Apostelschülers Ignatius von Antiochien († nach 107). Dessen Lehrer wiederum war der Apostel und Evangelist Johannes. Das innige Wesen des Johannes, das man aus seinem Evangelium und seinen anderen Schriften vernehmen kann, prägt auch den Charakter seines Schülers. Beide vereint die Hingabe an Jesus und die Sehnsucht nach der Vereinigung mit ihm im Himmel. Auf dem Weg zum Bekenntnistod in Rom schreibt Ignatius Briefe, in denen er zu Zusammenhalt aus dem gemeinsamen Glauben mahnt. An die Gemeinde in Ephesus richtet er folgende Ermunterung:

„Daher ziemt es sich für euch, dem Willen des Bischofs entsprechend zu wandeln, wie ihr es auch tut. Denn euer ehrwürdiges Presbyterium, seines Gottes wert, ist so mit dem Bischof verbunden, wie die Saiten mit der Zither. Deshalb erklingt Jesu Christi Lied in eurer Eintracht und einmütigen Liebe. Aber auch die einzelnen sollen einen Chor bilden, damit ihr in Eintracht zusammenstimmt, in Einigkeit die Melodie Christi übernehmt und mit einer Stimme durch Jesus Christus dem Vater lob-singet, auf daß er euch höre und aus euren guten Werken erkenne, daß ihr Glieder seid seines Sohnes. Es ist also gut, daß ihr in vollendeter Eintracht lebt, damit ihr auch an Gott allezeit Anteil habt.“
(An die Epheser 4)

Das ist ein großartiges Bild für geistliche Verbundenheit. Wir müssen gestehen: wir verfehlen es im Alltag oft. Im Auge behalten sollen wir es dennoch. Hier kommt noch ein Zweites hinzu. Die Priester sollen nicht nur als einzelne mit ihrem Hirten gute Gemeinschaft halten, sondern auch untereinander. Nach dem Auftritt eines Chores habe ich schon Leute reden hören: Hast du es gemerkt; unseren Hans hat man deutlich herausgehört. Wer so etwas gut findet, verkennt den wahren Sinn gemeinsamen Singens. Besser machen es jene, die mit den anderen zusammen einen Klang hervorbringen, der nicht einzelne Stimmen erkennen läßt, sondern als ganzer wie eine Stimme ertönt. So soll es auch im Chor der Priester klingen.

Ignatius führt ein offenes Haus für seine Priester. Was dürfen nun die Gläubigen aus den Pfarrgemeinden erwarten? Dasselbe von ihren Pfarrgeistlichen. Der Bischof von Felsenberg würde zwar auch jeden einfachen Christen in sein Zelt einlassen; aber es ist klar, daß er diese Gastlichkeit nicht allen bieten kann. Diesen Dienst sollen Pfarrer und Kapläne in ihren Gemeinden leisten, indem sie dem guten Beispiel des Bischofs folgen. Auch hier geht es darum, Fremdheit zu überwinden. Die Achtung vor dem Beruf des Priesters soll sich mit Vertrauen

durch seine Offenheit verbinden. Und die anderen Gläubigen sollen wie die Geistlichen im Bistum in ihren Gemeinden um gegenseitige Achtung und Hilfe bemüht sein.

Der Gedanke, in einem Zelt zu wohnen, läutert die Verbissenheit in sein Hab und Gut und öffnet den Sinn für die Mitmenschen. Das feste Haus hingegen bewirbt das Gefühl, die irdischen Güter für immer behalten zu können. Dann bleibt nichts für andere übrig. Die eigene Absicherung steht an erster Stelle. Das Zelt hingegen sagt mir: Du besitzt diese Dinge auf Zeit. Nutze sie nicht nur für dich, sondern auch für andere. Um zu einer solchen Haltung zu gelangen, müssen wir nicht unsere guten festen Wohnungen verlassen; es genügt ein Nachdenken über den eigenen Lebenswandel. Das prägt Bischof Ignatius ganz nachhaltig. Wo solches Denken das Leben im Alltag bestimmt, kann der Betrachter wie einst Bileam nur sagen:

„Wie schön sind deine Zelte!“

Der Diakon

In einem Rundschreiben an die Mitglieder der Bischofskonferenz findet sich folgender Satz: „Liebe Mitbrüder, wir alle dienen ja gern, am liebsten aber in leitender Stellung.“ Diese Geschichte ist zwar erfunden, aber nicht weltfremd.

Als ich Latein gelernt habe, ist mir die wahre Bedeutung einiger Fremdwörter aufgegangen, die ich zu kennen glaubte. Da war manche Überraschung fällig. Ich erinnere mich an einen Fall, bei dem ich wirklich ungläubig gestaunt habe. Es handelt sich um das Wort Minister. Jedes Kind weiß ja schon, daß sich heute dahinter ein hohes Amt verbirgt. Wir denken dabei an Macht und Geld. Wer möchte nicht in das Erscheinungsbild eines Ministers hineinschlüpfen? Und doch bedeutet dieses Wort gerade das Gegenteil dessen, was wir erwarten. Minister heißt nämlich Diener. Ich habe damals an einen Druckfehler geglaubt. Denn Minister und Diener - das ist für uns keine

Gleichung mehr, sondern ein Widerspruch. Und welcher Mächtige will schon dienen?

Aber sind es nur die Großen der Welt, die lieber herrschen als dienen? Ich denke, diese Versuchung verfolgt uns alle. Es ist eben angenehmer, auf der obersten Stufe einer Rangordnung zu stehen als auf der untersten. Die Rolle eines Herrschers übernimmt jeder gern. Selbst einige Apostel waren am Anfang dagegen nicht gewappnet. So tief steckt der Zwiespalt zwischen beiden Neigungen in uns drin. Andererseits gilt es auch zu überlegen, ob ein hohes Amt die Gesinnung des Dienens nicht einschließen kann. Nehmen wir nur noch einmal den Minister. Wer ein solches Amt mit Hingabe an seinen Auftrag ausfüllt, den darf man doch auch einen Diener nennen. Auf die Gesinnung kommt es an. Wer sich selbst in eine hohe Stellung hinein-drängt, verdient nicht den Ehrentitel eines Dieners. Anders sieht es aus, wenn jemand zur Annahme gedrängt werden muß.

Nun sollte ja gerade in der Kirche die Bereitschaft zum Dienst zu erkennen sein. Dazu hat sich auch gleich in der allerersten Zeit ein sehr praktischer Grund ergeben. Lukas erzählt in der Apostelgeschichte davon. In der Urgemeinde zu Jerusalem ist es eine Selbstverständlichkeit, daß die ärmsten Mitglieder von den bessergestellten Hilfe erhalten. Da kommt es eines Tages zu einem Engpaß und zu Beschwerden. Die Apostel schaffen es nicht mehr, allen gerecht zu werden. Sie fordern die Gemeinde auf, sieben Männer für den „Dienst an den Tischen“ vorzuschlagen. Die Apostel beten und legen ihnen die Hände auf. So ist das Amt des Diakons als Teilhabe am Weihesakrament entstanden. Das Wort entstammt wie Kathedra der Sprache des Neuen Testaments. Es ist bemerkenswert, daß die Apostel ihre Vorgehensweise damit begründen, beim „Gebet und beim Dienst am Wort bleiben zu wollen“ (Apg 6,4).

Etwas vereinfacht könnte man den Diakon also die rechte Hand des Bischofs nennen. Denn die Apostel als Bischöfe der ersten Stunde haben ja kraft ihrer Weihevollmacht die Diakone berufen, damit sie ihnen und ihren Nachfolgern zur Hand zu

gehen. Das Wort Diakon bedeutet Diener, wie aus dem Vorgang in der Urgemeinde deutlich wird. Aber wessen Diener ist er? Etwa der Diener des Bischofs? Oder der Diener der Armen? In Wirklichkeit hat er beide zu unterstützen. Indem der Diakon soziale Aufgaben übernimmt, dient er damit zugleich dem Bischof und den Bedürftigen. Er entlastet beide Seiten. Der Begriff Tischdienst entwickelt sich zur Bezeichnung jeglichen Dienstes am Nächsten. Diese Pflicht geht aber letztlich auf Jesus selbst zurück. Denken wir nur an dessen große Rede über das Weltgericht (Mt 25,31-46).

Brauchen wir nun in unserem reichen Land Diakone? Ist bei uns jemand auf milde Gaben angewiesen? Diese Fragen sind leider mit Ja zu beantworten. So sieht es auch Jesus, wenn er sagt:

*„Denn die Armen habt ihr immer bei euch,
mich aber habt ihr nicht immer.“ (Mt 26,11)*

Einen ganz handgreiflichen Beweis dafür liefern die vielen „Tafeln“ in Deutschland. Das sind bekanntlich Anlaufstellen für Mitbürger, deren Einkommen nicht für Nahrung und Kleidung reicht. Da setzen sich verantwortungsbewusste Leute für arme Mitmenschen ein, ohne auf den Staat zu warten. Ob das nun namentlich Christen sind oder nicht, sie handeln christlich und folgen damit dem Beispiel der Urgemeinde zu Jerusalem. Allerdings wäre zu fragen, ob das nicht die späte Frucht einer ehemals christlichen Gesellschaftsordnung ist. Hinter solcher Hilfsbereitschaft darf die Kirche jedenfalls nicht zurückstehen. Deshalb gibt es viele große und kleine kirchliche Hilfswerke, an denen sich jeder Christ beteiligen kann. Das ist die eine Seite des Diakonats.

Gerade wie beim Hauptgebot Jesu kommt noch eine andere Seite hinzu, welche die Rolle des Diakons vervollständigt. Der Dienst am Nächsten seitens der Kirche darf sich nicht in leiblicher Fürsorge erschöpfen. Lukas erzählt als Beispiel, wie der Diakon Philippus in Samaria das Evangelium verkündet hat

(Apg 8,4-13). Zu jeder Zeit schreit die Not vieler Seelen nach der ermutigenden Botschaft unseres Glaubens. Unsere Sprache kennt das treffende Wort „abspeisen“. Es beschreibt eine Art des Helfens, die ebenso unchristlich wie unmenschlich ist. Geben und geben ist nicht dasselbe. Der Empfänger soll nicht das Gefühl haben, er sei dem Spender im übrigen gleichgültig. Ein begleitendes gutes Wort ist eine wichtige Ergänzung zur materiellen Gabe. Es ist sehr aufschlußreich, daß in der kirchlichen Überlieferung neben den sieben Werken der leiblichen Barmherzigkeit die sieben Werke der geistlichen Barmherzigkeit stehen. So sollen wir einerseits Hungrige speisen, aber auch Traurige trösten. In der Stellung des Diakons bei der Eucharistiefeier wird dessen Bedeutung für die Kirche bestätigt. Er trägt das Evangelium vor als geistliches Werk und stellt die Gaben bereit als leibliches Werk.

Seit Ignatius den Dienst des Bischofs verrichtet, beschäftigen ihn diese Gedanken. Er sieht auf das Leben in seinem Bischofshaus. Da gibt es schon etliche Mitarbeiterstellen. Eine davon besetzt gewohnheitsmäßig ein Kaplan. In einigen anderen Bistümern ist das ein Mitglied des Laienstandes. Ein Vielfaches an Stellen ist in der Verwaltung des Bistums angesiedelt. Die Zahl der Priester jedoch wird von Jahr zu Jahr kleiner. Wäre es jetzt nicht angebracht, meinen Kaplan für die Seelsorge in eine Gemeinde zu senden?, denkt Ignatius bei sich. Wenn ich auf den Anfang kirchlichen Lebens schaue, entdecke ich den Diakon an der Seite des Bischofs. So entschließt er sich, künftig anstatt eines Priesters einen Diakon an seine Seite zu holen. Der soll dann auch im Bischofshaus wohnen. Das altehrwürdige Gebäude hat Platz nicht nur für einen alleinstehenden Kaplan, sondern auch für eine Familie.

Warum Familie? Da muß ich zur Gestalt des Diakons etwas nachtragen. Diesen Anteil am Weihesakrament kann ein junger Mann unter zwei Voraussetzungen empfangen. Er kann die Diakonweihe als Vorstufe zur Priesterweihe empfangen oder als ständiger Diakon. Will er es bei der Diakonweihe belassen, darf er vorher verheiratet sein, nach der Weihe jedoch nicht mehr

heiraten. Ignatius sieht sich also die Liste seiner Ständigen Diakone an. Mit einigen spricht er über seine Absicht. Nicht jeder fühlt sich zum Dienst im Bischofshaus berufen. Die meisten haben eine Familie gegründet, was aber gerade kein Hindernis sein soll. Einen von ihnen kann er für seine Absicht gewinnen. Diakon Philipp wird demnächst mit seiner Frau und zwei Kindern ins Bischofshaus einziehen. So wird für alle sichtbar: Der Diakon gehört zuerst an die Seite des Bischofs und in dessen Dienst dann auch an die Seite des Priesters.

Für Philipp ist hier natürlich vieles neu; gleichzeitig ist er auf seine ihm zgedachte Aufgabe gespannt. Am Anfang geht es darum, zu erfahren, was dem Bischof wichtig ist. An erster Stelle stehen die Planung und die Vorbereitung der Eucharistiefeier und des Stundengebetes. Glaube und Liturgie sollen zueinander passen. Ab und zu lädt er seinen Diakon ein, ihm seine Gedanken zu den Lesungen der Heiligen Messe zu äußern. Dann gilt es, Bettlern und Besuchern gerecht zu werden. Ignatius nennt beide gern in einem Atemzug. Er selbst sieht sich nämlich gegenüber anderen Menschen selbst als Bettler, weil er sich ein Leben ohne Gemeinschaft nicht vorstellen kann. Ohne Menschen um sich herum fühlt er sich bettelarm. Wie schon gesagt, erwartet er als Besucher vor allem Diakone und Priester. Doch auch andere Personen oder Gruppen sind nicht ausgeschlossen, wenngleich seine Möglichkeiten hier an eine Grenze stoßen. Dafür sollen ja die Pfarrhäuser offenstehen. Die Pflege der Gastfreundschaft als Erbe aus der Welt des Alten Testaments und des Altertums überhaupt liegt Bischof Ignatius sehr am Herzen. Schließlich waren es Zeltbewohner, die in der Vorzeit einem Fremden Unterkunft und Verpflegung gewährt haben. Da er nun sein Bischofshaus in einem geistlichen Sinn als Zelt betrachtet, will er wenigstens in einem übertragenen Sinn ebenso handeln. Der Diakon steht dem Bischof bei dessen Kernaufgaben zur Seite.

Das Papier

Aber ist das alles nicht wirklichkeitsfremd? Ein offenes Haus für Priester und Diakone? Aushilfe leisten für einen erkrankten Priester? Ein offenes Ohr selbst für einfache Gläubige? Einen Diakon mit Familie in das Bischofshaus aufnehmen? Wir leben in einer bis ins Letzte verwalteten Welt. Fast alle kirchlichen Tätigkeiten sind mit staatlichen Ämtern vernetzt. Neue Gesetze überschwemmen jedes Jahr wie ein Hochwasser das öffentliche Leben. Schaut man in das Kirchliche Amtsblatt, wird einem schwindelig angesichts der vielen Dokumente, die ein Bischof Monat für Monat unterschreiben muß. Unterschreiben wäre ja noch zu leisten; aber muß jemand, der unterschreibt, nicht auch diesen Text vorher mit bearbeiten oder wenigstens lesen? Dann die vielen Gremien, die immer wieder über ihre Geschäftsordnung beraten müssen. Hinzu kommen öffentliche oder gesellschaftliche Verpflichtungen, wobei wir zwischen Verpflichtung und Pflicht unterscheiden sollten. Ein Grußwort wird bei Gedenktagen und Einweihungen erwartet, das besser ankommt, wenn es vorbereitet ist. Bei Unglücksfällen und Katastrophen rechnet die Öffentlichkeit mit seinem Besuch oder wenigstens mit einem Zeichen der Anteilnahme. Kurzum, Bischof Ignatius scheint sich eine unlösbare Aufgabe gestellt zu haben.

Nun hat Ignatius wie jeder andere Bischof auch ein Ordinariat oder Generalvikariat. Das ist jenes vorher schon erwähnte bischöfliche Amt, in dem die notwendigen Verwaltungsarbeiten verrichtet werden. Eine Kirche von bisher so vielen Mitgliedern macht ein solches Amt unverzichtbar. Es entlastet aber den Bischof nicht, weil zu den oben schon aufgezählten Arbeiten, die er selbst bewältigen muß, jene hinzukommen, die ebenso in Rathäusern oder anderen öffentlichen Einrichtungen erledigt werden müssen. Da geht es um Personalentscheidungen, um Haushaltspläne, um die Besoldung von Mitarbeitern, um Baumaßnahmen, um Kindergärten, um Pflegeheime und Schulen und um manches andere, das für den äußeren Ablauf wichtig

ist. Dazu werden heutzutage Dutzende von Computern gebraucht. Doch diese überbordende Verwaltung gab es nicht immer. Das Ordinariat in Felsenberg zählte einst einen Bruchteil der heutigen Angestellten, während damals die Zahl der Mitglieder des Bistums viel größer war. Die Vermehrung der Abteilungen oder Stabsstellen, wie man sie auch gern nennt, hängt damit zusammen, daß Modernisierung immer auf höheren Aufwand hinausläuft. Jede technische Erfindung braucht schließlich jemanden, der sie bedient, und braucht einen Platz im Haus. Daß technischer Fortschritt Arbeitsplätze vernichtet, stimmt hier nicht. Künstliche Intelligenz würde hier versagen.

Auf unterer Ebene schleicht sich diese Entwicklung auch in die Pfarreien ein. Im Pfarrhaus an seinem ersten Einsatzort findet Pfarrer Joseph E. eine enge Kammer als Aktenherberge vor. Die vorhandene Technik erschöpft sich in einer Schreibmaschine und einem Vervielfältigungsgerät der ersten Stunde. Im Hausflur hängt ein Telefon an der Wand. Einen Kopierer gibt es noch nicht im Haus, Computer sowieso nicht. Nun kommt ein erster Modernisierungsschub. Joseph E. leistet sich einen Kopierer. Das hat Folgen. Eine Jugendgruppe trifft sich meist wöchentlich in seinem bescheidenen Pfarrheim. Seit es jetzt ein Kopiergerät im Pfarrhaus gibt, erlebt er keine Gruppenstunde mehr, ohne daß nicht ein Junge oder Mädchen herüberkommt und um eine oder mehrere Kopien bittet. Das Gerät ist da, also brauchen wir es. Das führt zu der überraschenden, aber trotzdem richtigen Einsicht: Dinge, die noch nicht erfunden sind, brauchen wir nicht; wir brauchen sie erst, wenn sie uns zur Verfügung stehen.

Es sei an dieser Stelle ein Blick darauf erlaubt, wie sich die Art der pfarrlichen Bekanntmachungen seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts entwickelt hat. Weil selbstverständlich in jeder Pfarrgemeinde neben den Eucharistiefiern und anderen Gottesdiensten noch weitere Veranstaltungen stattfinden, müssen diese ja bekannt gemacht werden. Das geschieht in der ersten Zeit durch mündliche Vermeldung. Die Menschen sind noch nicht durch Informationen aller Art überfordert. Sie

merken sich, was sie am Sonntag gehört haben. Bald wird das Gedächtnis durch einen Aushang an der Kirche unterstützt. Dafür bietet eine Druckerei gestaltete Formulare an. Der Pfarrer braucht nur die örtlichen Termine einzusetzen, was mancherorts noch ohne Schreibmaschine geschieht. So kann der Gläubige nachschauen, wenn er etwas vergessen hat; er muß allerdings zum Aushangkasten gehen. Zunächst unscheinbar, ist damit das Papier auf der Bühne des gemeindlichen Lebens aufgetreten. Das ändert sich im nächsten Jahrzehnt. Erste Vervielfältigungsgeräte, noch mit mancherlei Unvollkommenheiten behaftet, erobern die Pfarrhäuser. Die Geräte werden immer besser, der Papierverbrauch immer größer. Schließlich drängt sich der Rechner, besser unter dem Namen Computer bekannt, in den Vordergrund. Das Papier aus dem dazugehörigen Drucker wächst und wächst.

So erblickt allmählich das Pfarrbüro das Licht der Welt. Einen Schreibtisch gab es in Pfarrhäusern zwar schon seit langem; aber bei dem Stichwort Büro dachte man bisher an Ämter oder Betriebe. Jetzt erreicht die Papier verzehrende Technik ihren Gipfel. Zuerst kommt bedrucktes Papier aus allen Himmelsrichtungen, besonders auch aus Felsenberg, herein; dann gehen bearbeitete Formulare und beantwortete Fragebogen wieder aus der Pfarrei von Pfarrer Joseph E. hinaus. Ganz nebenbei entwickelt sich das Pfarrbüro zur Drehscheibe in der Pfarrei. Einerseits wird es gebraucht, um die erwähnte Drucksachenflut zu bewältigen; andererseits mausert es sich zum Vorzimmer des Pfarrers. Das heißt: Wer im Pfarrhaus etwas erledigen will, etwa eine heilige Messe für Verstorbene bestellen, landet am Schreibtisch der Sekretärin. Wer anruft, hört zuerst oder ausschließlich deren Stimme. So entlastet sie den Pfarrer.

Doch das bedeutet auch eine Wende im Verhältnis zu den Gemeindemitgliedern. Wenn jemand sagt, so bekomme der Priester mehr Zeit für seinen wichtigsten Dienst, nämlich die Seelsorge, so ist das nur die halbe Wahrheit. Bedenken wir einmal Folgendes. Jemand möchte mit dem Pfarrer über eine persönliche Sache sprechen. Soll dieser Mensch einfach ins